

[Nachdruck verboten.]

8]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen N. v. Ueberseht von Mathilde Mann.

Er saß unterhalb der Rednertribüne zwischen den Leitern der Versammlung und fühlte, daß er hier eigentlich ein Unbefugter war. Aus Mitleid hatte man ihn zu dem Feste hinzugezogen; er las in ihren Augen, daß die getane Arbeit ohne ihn ausgeführt war, und daß er ungelegen kam. Sollten sie nun wieder anfangen, mit ihm, dem Phantasten, zu rechnen, oder war es seine Absicht auszuwandern? Ach, er brachte gewiß keine übereilte Fahrt in die Bewegung, sie sollten nur wissen, wie er da drinnen gefessen und Besonnenheit angeammelt hatte!

Er sprach nicht, sondern saß abwesend da und suchte, sich um den Lärm herumzulaufen, um ein wenig von einem ewigen Ton aufzufangen. Sie lachten, stießen miteinander an und hielten Reden, auch auf ihn; aber das alles war ja gar nicht nötig! Sicher waren sie geworden, sie redeten offen heraus aus allen Schleißen, es war eine gewisse Befreiung über ihr Gesamttreten gekommen, als Masse wirkte es gut. Aber das Wunder? Das Unfassliche? Er vermühte ein wenig Angst hinter dem Wohlsein, etwas von dem tiefen, stummen Wägen, das verraten sollte, daß sie in eine neue Welt gestartet hatten. Hörten sie denn gar nicht den Ton, da sie so viel lärmten? Den ewigen, leisen Rhythmus, der ihm selbst beständig ins Ohr klang und das Ganze in sich schloß? Die Stille der Pelle hatte sein Ohr empfindlich gemacht. Er litt bei diesem robusten Lachen, das ihrer Lebensfreude Ausdruck verlieh.

Oben an einer großen Tafel stand einer der Führer und rechnete die Siege des Tages auf unter dem Jubel der Versammlung; Pelle schlich unbemerkt hinaus. Er stand auf der Treppe und atmete die ruhige Nacht in tiefen Zügen ein, als ein junger Mann kam und die Hand nach ihm ausstreckte; es war der Schwager, Friedrich Stolpe. „Ich wollte Dich nur willkommen bei uns heißen, hab' auch Dank für Deine Worte da drinnen,“ sagte er.

„Wie geht es Ellen?“ fragte Pelle mit leiser Stimme.

„Das ist wohl so so. Sie wohnt Viktoriastraße zwanzig und wäscht; ich glaube, sie würde sich freuen, Dich zu sehen.“

Er sah Pelle prüfend an. „Wenn Du es wünschst, will ich gern dafür sorgen, daß Ihr Euch bei mir treffen könnt.“

„Danke,“ sagte Pelle, „aber ich gehe morgen früh zu ihr hinaus!“ Er bedurfte keiner Umwege mehr.

II.

Pelle erwachte von einem fernen, donnerähnlichen Geräusch, das dünn in die Nacht hinauswuchs und gerade auf das Gefängnis zukam. Er lag still da und lauschte voll Grauen in der Hoffnung, die beruhigenden Schritte des Wächters an der Tür vorübergehen zu hören; in seinem schweren Kopf jagten die Vorstellungen verwirrt herum wie herrenlose Pferde. Der dumpfe, drohende Laut kam beständig näher und wuchs verhängnisvoll, und plötzlich ging die tiefe Stille der Nacht in ein donnerndes Getöse über, das alles zusammenstürzen machte. Es war, als tue sich ein ungeheurer Schlund auf und verschlinge das Ganze.

Mit einem panischen Sprung stand er am Fenster; das Herz regierte unbändig in ihm. Dann ward er herzlich verlegen. Er hatte denselben haarsträubenden Weltuntergang wiedererlebt, wie in den Tagen der Kindheit, wenn der Blick sich krachend zwischen den Felsklippen daheim vorwärts kreuzte, und dann war es nichts weiter als das Lärmen der ersten Bauernwagen des Tages, wenn sie an der Landstraße aus das Steinpflaster übergingen. Es war die Einsamkeit, die in seiner Phantasie brütete und sie angsterfüllt vor jedem Laut aufbäumen machte. Aber das gab sich wohl.

Er reckte sich plötzlich und schüttelte den bösen Alpdruck der Nacht ab. Freilich kein Schließer kam wie ein böser Teufel und zersprengte den glücklichen Traum der Nacht von Freiheit; er war frei! Die Britische brauchte nicht zum bestimmten Glockenschlag an der Wand festgeschnallt zu werden;

er konnte liegen bleiben, solange er wollte; den ganzen Tag, wenn es sein sollte! Aber jetzt hatte er wichtigere Dinge vor, das Leben wartete. Hastig kleidete er sich an.

Unten auf der Straße ging der Laternenanzünder und zündete jede zweite Laterne an; in einer endlosen Reihe rollten die Wagen vom Lande herein, um die Stadt zu versorgen. Pelle öffnete das Fenster und atmete die erwachende Stadt ein, während er sich ankleidete. Er war gewohnt, in einer Stille zu schlafen, die nur unterbrochen wurde durch das weiche Piepsen der Mäuse unter dem Heizungsrost, und der Nachtlärm der Stadt, das Dröhnen der Elektrischen, die Kufe späterer Nachtwanderer, all das Ungewohnte, das so grell aus der Dunkelheit herausdrang, hatte seinen Schlaf mit gefüllt und eine Reihe häßlicher, mißglückter Bilder durch sein Gehirn gezogen.

Aber nun fühlte er sich gründlich genug ausgeruht und begrüßte die Stadt mit wahrer Freude. Ja, ausgeschlafen hatte er, so daß es verschlug, der Lärm rief; er mußte hinab und mit Hand anlegen, um dies alles im Gang zu erhalten! Durch Jahre hindurch hatte er nichts weiter getan, als zu Hausen zusammenzufassen; jetzt sollte wieder zugegriffen werden mit Kräften und fröhlicher Laune. Sobald er in den Kleidern war, ging er hinaus; um Ellen aufzusuchen, war es noch zu früh, aber er konnte es nicht ertragen, länger im Zimmer zu bleiben.

Es war noch früh am Morgen. Jetzt kam die erste Morgenstraßenbahn von draußen her, gedrängt voll von Arbeitern; sie gingen buchstäblich von den Stufen herab, auf dem Hauptwagen wie auf den beiden Anhängewagen. Und da war der erste Bauer mit Milch; in der Eismeierei waren sie noch nicht einmal auf! Alle Viertelstunde kamen Straßenbahnzüge mit Arbeitern; und die Marktwagen rollten unaufhörlich vom Lande herein, hochbeladen mit Gemüse, Korn oder geschlachteten Schweinen. Die tiefe Straße war gleichsam eine Futterpumpe, die fortwährend der Stadt Nahrung zufog.

Aber auf den hochbeladenen Strohsudern saßen serländische Bauern und schlummerten; sie kamen ganz von da draußen her aus der Frederiksbundgegend und waren die ganze Nacht gefahren. Hin und wieder kam ein Treiber mit einer Schar Vieh, das nach dem Viehmarkt sollte. Den Tieren sagte die Stadt nicht zu; sie gerieten alle Augenblick in die Klemme, hingen mit ihren Stricken an den Laternenpfählen fest oder kamen der Elektrischen in die Quere. Zeitungsfrauen trabten von Haustür zu Haustür, ihr schmerzliches Lächeln voll von Morgenzeitungen; er hörte sie sich die Treppen hinaufschleppen, als hätten sie Blei in den Beinen. Und während dem allen ertönte das endlose Trab, Trab von Arbeitern, die an ihr Tagewerk eilten.

Es lag ein eigenartiger anheimelnder Lauf in diesem Fußtritt, der ihn plötzlich daran erinnerte, daß er nicht mehr zu der Schar gehörte, sondern seine eigene Bahn für Gut und Böse hatte. Warum war er nicht mehr ein unpersönlicher kleiner Bruchteil in diesem schweren Strom, der jeden Tag mechanisch dieselbe Runde in der Mühle machte. Die Einsamkeit hatte seinen Blick für die Menschen staunend und neu gemacht, jetzt spähte er in jedem fremden Gesicht unwillkürlich nach etwas von dem, was den einzelnen zu einer Welt für sich macht. Aber diese Menschen glichen alle einander, fand er; sie kamen hastend aus der Dunkelheit der Seitenstraßen und wurden erst richtig wach und sicher auf den Beinen, wenn sie sich dem Fußtritt der Menge angeschlossen. Aber dann gingen sie auch verdammt gut. Er erkannte den festen Laft wieder, er hatte ihn sie selber gelehrt.

Der Tag kam über Westerbrücke herabgesiebert, grau und schwer von Lenzfeuchtigkeit und Großstadtrauch. Dieser Stadtteil war anscheinend noch nicht so recht aufgewacht, das Tempo der Hauptstraße hastete den verspäteten Nachtwanderern an. Er bog in die Viktoriastraße ein und gebrachte verwundert seine Augen, hier war er noch nie gewesen. Er las die Schilder: Artistenbureau, — Artistenheim, — Logis für Artisten, — Massage und Hühneraugenoperateur, — Kostüme zu vermieten. Die meisten Schilder waren in fremden Sprachen, hier war auch ein „Gymnasium für Equilibristen“ und ein „Konseratorium für Gesang und

Wass, Lang und Mastik. Und Mangel an Pfandleihern und Eröbleri war hier gerade auch nicht. Wie war Ellen nur in dieser sonderbaren Luft von Parfüm und alten Kleidern und fremden Ländern gestandet? Hinter den Fenstern der niedrigen Erdgeschosse sah er wunderliche Kleidungsstücke über Stühle gelegt, Burnusse und rote Kürkenmützen; eine kleine, brünette Erscheinung mit langem Pops und bloßen Füßen in gelben Pantoffeln glitt lautlos an ihm vorüber in der altmodisch palastartigen Haustür von Nummer 20.

Bochenden Herzens stieg er die Treppe hinan. Die Stufen waren ausgetreten, es seufzte verhängnisvoll, wenn man sie betrat. Die Tür zu der Wohnung stand nur angelehnt, er hörte jemand da drinnen in dem vordersten Zimmer fegen, und weiter hinein plauderte ein Kind mit sich selbst oder mit seiner Puppe. Er mußte ein wenig auf dem Absatz stehen bleiben, um Atem zu schöpfen und seine Gemütsbewegung zu beschwichtigen.

Ellen stand da und setzte unter dem Sofa, mit sicheren Bewegungen. Sie richtete sich auf und starrte ihn verwirrt an, dann entfiel der Besen ihrer Hand, sie schwankte hin und her. Pelle fing sie auf, tot und willenlos sank sie zu ihm hinüber und blieb lange so stehen, weiß und mit geschlossenen Augen. Als er endlich ihr erloschenes Gesicht nach sich umwandte und es küßte, brach sie in Tränen aus.

Er sprach ihr leise und beruhigend zu wie einem Kinde. Die Augen hielt sie geschlossen, wie immer, wenn etwas sie überwältigte; es stand ein klarer See in einem jeden. Sie lag hintenüber in seinem Arm, und er fühlte, wie der Klang seiner Stimme zitternd ihren Körper ergriff. Das Weinen senkte sich auflösend durch sie hindurch, weich und sanft sank sie an seine Brust; an diesem Sinken merkte er, wie sie sich steif gehalten haben mußte, und ward von Glück erfüllt. Alles war also um seinetwillen geschehen, mit einer ungeheuren Willensanstrengung hatte sie dem Schicksal Trost geboten, bis er kam. Und nun legte sie das Ganze ihm zu Füßen und sank zusammen. Wie müde mußte sie nicht sein! Aber jetzt sollten sie es gut haben, sie und die Kinder. Jetzt wollte er für sie leben!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8) Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

Cora fürchtete für ihr Speisehaus. „Man wird hier alles zertrümmern und mich fortjagen,“ jammerte sie. „Pfu! über die strengen Männer, die ihren Ladies nicht untertänig genug dienen können und uns Farbige wie Tiere behandeln.“

Klein tröstete sie, daß es hauptsächlich draußem im Osten der Stadt wild herginge, hier im Zentrum würde man sich hüten, Gewalttätigkeiten zu begehen, da die Polizei alles verhindern würde.

„Warum bleibt ihr hier? Geht nach Osten,“ schlug Robert vor. Cora wiegte den Kopf hin und her.

„Habe schon oft daran gedacht. Aber im Süden bin ich geboren, habe meine Mutter hier begraben, traurige und frohe Stunden verlebt. Ich hänge am Süden. Und behandelt man uns anderswo denn besser? Bei passenden Gelegenheiten werden wir geschlagen und verhöhnt, im Norden wie im Osten.“

„Bestie sollte nach einer Großstadt gehen. Sie ist noch jung und könnte eine gute Stelle bekommen,“ sagte Klein.

„Bestie geht mit nach New York,“ scherzte Robert und schlang den Arm um das lachende Mädchen.

„Well,“ stimmte sie fröhlich bei, „mir ist es gleich, wo ich bin.“

„Wir werden uns vielleicht bald ein anderes Speisehaus suchen müssen,“ sagte Klein auf dem Nachhausewege. Wenn die Unruhen nicht bald unterdrückt werden, dann gibt es auch in der Stadt Nordbrunnereien.

„Wenn ich gezwungen werde, in ein anderes Speisehaus zu gehen, dann fahre ich nach Norden,“ erklärte Robert bestimmt.

„Den Gegenabbat mache ich nicht mehr lange mit. Ich hoffe, daß Morgner bald völlig wiederhergestellt ist; dann soll er sich einen andern Mann suchen, ich verschwinde.“

„Ich wäre gern noch einige Wochen geblieben, aber ich gehe mit Dir,“ stimmte Klein bei.

In einer der folgenden Nächte wurde Robert durch wüsten Lärm geweckt. Er erhob sich halb im Bette und zog die biden Vorhänge zurück. Ein großer Feuerschein leuchtete am Himmel. Er erhob sich rasch und Heidete sich an. Es war zwei Uhr nachts.

Als er auf die Straße trat, hörte er schreien und lärmen.

Der Ambulanzwagen aus dem Krankenhaus fuhr eben in rasender Eile an ihm vorüber.

Der Feuerschein stand im Osten, man hatte jedenfalls Negerhäuser niedergebrannt.

Bald flammte auch ein Haus in der Nähe auf. Die Neger hatten Holz mit Petroleum getränkt und in die Häuser geworfen. Sie setzten fort, was die Weißen begonnen hatten. Unaufhörlich knallten Schüsse. Die Schwarzen hatten sich beigeitert mit Waffen versehen und erwiderten jeden Angriff der Weißen so prompt, daß es denen unmöglich war, einen Neger zu erwischen.

Als es den Weißen gelungen war, mehrere alte Holzhäuser im Negerviertel in Brand zu setzen, zogen die Schwarzen vor das Haus eines reichen Fuhrwerksbesizers und setzten den großen Stall in Brand. Etwa 50 bis 60 Pferde befanden sich darin, und diese begannen einen Höllenlärm, als der Rauch und die Flammen angingen, ihnen gefährlich zu werden. Jede Hilfe schnitten die Neger ab, indem sie sich hinter dichtes Holz verbaute und auf die herbeieilenden Weißen schossen. Eine Menge Tote und Verwundete blieben hier liegen.

Als der Morgen graute, zogen sich die Weißen zurück, und die Neger drängten sich in ihren Hütten zusammen.

„Ein Teil schläft, die anderen wachen,“ befahl Harry, der unermüdet die ganze Nacht gekämpft hatte, „wir bleiben geschlossen zusammen, bis militärische Hilfe kommt. Jeden Angriff wollen wir so scharf als möglich zurückschlagen. Wir sind angegriffen worden und verteidigen uns bis zum letzten Mann.“

Die Neger jubelten ihrem Führer zu.

Sein Adjutant war Jim, der wie ein Biesel bald hier, bald dort war. Er hatte den Stall in Brand gesetzt und mit einer Flinte wie ein alter Soldat in die Reihen der Weißen geschossen.

„Ich weiß einen großen Hühnerstall,“ sagte er jetzt leise zu Harry. „Soll ich Hühner stehlen, damit wir zu essen haben?“

„Schweig,“ schrie ihn Harry an, „wir stehlen nicht. Haben wir nicht bald Ruhe, dann holen wir uns Vorrat aus der Stadt und wenn ganz Fozhill dabei in Flammen aufgeht.“

Es war ein großes Wehklagen am andern Tage, als die Toten und Verwundeten untergebracht waren. Es hatte schon oft Negermassaker gegeben, aber ein so entsetzliches Blutbad war wohl noch nicht dagewesen.

Gegen Abend war alles ruhig. Robert glaubte, daß es nun den Tumultuanten selbst genug sei. Er hatte sich getäuscht; es war nur die Ruhe vor neuem Sturm. Raun war die Nacht herein gebrochen, als ein großer Haufe wieder einen wilden Angriff auf die Negerhäuser unternahm, der ebenso wild zurückgeschlagen wurde.

Die Schießerei begann von neuem, und man griff nun auch die Bediensteten der Geschäfte, Saloons usw. an, die bis jetzt unbehelligt geblieben waren.

Als Robert gegessen hatte und sich mit Klein über die verfloffene entsetzliche Nacht unterhielt, erklang dumpfes Geräusch, und Cora sprang entsetzt von der Tür herein.

„Sie kommen in die Stadt zurück,“ rief sie, „sie werden uns fortjagen.“

Nur wenige Gäste waren da, die meisten waren vorsichtshalber schon weggeblieben.

Robert tröstete die jammernnden Frauen und versprach ihnen, nicht von der Stelle zu weichen.

Durch die Hintertür sprang Jim herein. Schweiß sah er sich um, ein Näckeln slog über seine Züge, als er Robert erblickte. Draußen erhob sich Geschrei, und ein Stein slog an die Tür.

„Flieht,“ rief Jim Cora zu, „man will in der Stadt alle Farbigen morden, weil draußen nichts ausgerichtet ist. Wir stehen Mann an Mann.“

Ueber das Gesicht des Knaben zuckte es wie Triumph. Er hatte wohl schon genug Haß eingesogen und war nun ein unerbittlicher Gegner der anderen Rasse.

„Mich hatten sie schon beim Kragen, sie hätten mich gehängt, aber mit meinem Messer habe ich dem die Hand durchgeschnitten, der mich hielt. Haha, wie schnell er lostief.“ Und er lachte unbändig.

„Habt Ihr Waffen?“ fragte er Cora und zeigte ihr zwei Revolver und ein großes Dolchmesser. „Nehmt: Harry wird Euch Hilfe senden, sobald es möglich ist. Haltet nur aus!“

Durch die Türe drangen jetzt einige Männer. Ihre erhikten Gesichter sahen sich im Raume um.

Ein älterer Mann, der vielleicht schon in jungen Jahren Negerverfolgungen mitgemacht hatte, schien der Führer zu sein. Er wandte sich an die wenigen weißen Gäste. „Gentlemen, warum bleibt Ihr hier, während man draußen Eure Brüder niederschleift? Wollt Ihr Eure Rasse verleugnen? Kommt und helft uns, die schwarze Brut vertilgen!“

Klein erhob sich und ging auf die Männer zu.

„Es gibt hier keine mordenden Neger, sonst wären wir gewiß nicht hier. Die Frauen, die uns seit langer Zeit gut bekönnen, können wir doch nicht verantwortlich dafür machen, was da draußen vor sich geht?“

Von hinten schob man und wurde ungeduldig. Was wollte der? Partei ergreifen für die schwarzen Hunde?

Klein versuchte, an das Ritterliche des Amerikaners den Frauen gegenüber zu appellieren, er wußte, daß eine große Menge durch eine geschickte Rede leicht umzustimmen war.

Unter dem Mob befanden sich auch einige Arbeitskollegen Kleins. Sie hielten ihn, weil er ein durchaus geschickter und gewissenhafter Arbeiter war und ihnen ohne Zweifel überlegen war. „Sauertraut, nicht so viel Sauertraut!“ erscholl es plötzlich höhnend in Kleins Rede. Ein Gelächter folgte.

„Will man den Deutschen höhnen, so rufen die Amerikaner „Sauertraut“.“

Einer der Mitarbeiter Kleins hatte schnell verbreitet, der Redner sei ein verdammter „Dutschman“ und habe es mit den Regern, und bald stimmte die ganze Menge in den Ruf „Sauertraut“ ein.

Klein gab seine Absicht auf, diese erregte Menge umzustimmen, und wandte sich Robert zu.

Der alte Führer war auf Cora zugegetreten und forderte sie auf, die Regier herauszugeben, die sie verstedt habe.

„Ich habe niemand verstedt, so wahr Gott lebt,“ rief Cora entrüstet aus. „Ich lebe nur mit meinen weiblichen Dienstboten hier.“

Von draußen wurde ein Fenster eingeschlagen, die Scherben fielen kirrend zu Boden.

„Verlaßt mein Haus,“ rief Cora entrüstet und richtete sich hoch auf, „das ist mein Besitztum, und ihr habt es zu respektieren.“ Ein höhnisches Gelächter erschallte.

„Jagt sie auf die Strafe, hinaus aus der Stadt!“ schrien einige aus dem Hintergrund, und die Menge drängte nach vorn. Wessie schrie laut auf und suchte hinter Cora Deckung. Auch die Mädchen aus der Küche schrien und weinten.

Robert war aufgesprungen und drängte sich an Coras Seite. „So gebt doch wenigstens Raum,“ rief er den Männern zu, „damit die Frauen hinauskönnen.“

Er hatte die Absicht, sie hinauszuleiten. „Sauertraut — Sauertraut,“ rief die Menge wieder. Tische wurden umgeworfen. „Hinaus, jagt sie hinaus!“

(Schluß folgt.)

Nacktheit, Offenheit und Sittlichkeitschnüffler.

Im rückständigen Deutschland haben wir neben anderen kuriosen und dunklen Dingen auch noch die Menschenorte, die man Sittlichkeitschnüffler genannt hat, obwohl es im Grunde die Unsitlichkeit ist, nach der sie herum schnüffeln, wie ein gewisses Rüsseltier nach den Trüffeln. Ihr besonderes Feld ist das Gebiet des geschlechtlichen Lebens, wo nach ihrer Ansicht sowohl die gesamte Sittlichkeit, wie die gesamte Unsitlichkeit Wohnung genommen hat.

Nun gibt es auch auf diesem Gebiet Probleme, schwerwiegende Probleme, die man als sittliche Probleme ansprechen kann, aber gerade von diesen Problemen wollen sie in ihrer stierartigen Dummheit nichts wissen. Die niederträchtige menschenunwürdige Behandlung, die beispielsweise die bürgerliche Gesellschaft den Prostituierten zukommen läßt, ohne die sie doch nicht bestehen kann, ist ein derartiges sittliches Problem. Eine Dirne, die man heßt wie ein Wild und die man in grauenhafter Weise von kupplerischen Wirtinnen ausbeuten läßt, wird selbstverständlich ein Feind der Gesellschaft und rächt sich an der bürgerlichen „Ordnung“, indem sie die bürgerlichen Söhne infiziert.

Ein wirksamer Kampf gegen die schleichenden verderblichen Uebel der Geschlechtskrankheiten kann überhaupt nur geführt werden, wenn man der nun einmal notwendigen Dirne ein menschenwürdiges Los bereitet, wenn man sie ihren Ausbeuterinnen gegenüber mit festen Rechten ausstattet, die eine Sklavennegierung unmöglich machen usw. Man braucht unseren Sittlichkeitschnüfflern auf diesem Gebiet aber nur mit Vorschlägen zu kommen, um sofort ein lautes Lamento als Antwort zu erhalten. Sie denken nicht daran, den Geschlechtsverkehr anständiger, reinlicher, nobler zu machen, vielmehr wollen sie ihn immer tiefer in ein unkontrollierbares Dunkel hineinscheuchen, in dem dann Syphilis und andere schöne Dinge ungehindert gedeihen können. Die schwere Not der Geschlechtskrankheiten, die Forschern von Rang auf der Seele lastet, ist ihnen entweder völlig gleichgültig oder wird mit einem dummen moralischen Sprüchlein bekämpft.

Auch wie es mit der Sittlichkeit auf allen anderen Gebieten des Lebens steht, bereitet ihnen keine große Pein. Ob die Armut, die sowieso schon von der Not des Lebens am stärksten belastet ist, vom Staat an allen Ecken und Enden schikaniert wird, ob die Söhne des Volkes im Heer von sadistischen Vorgesetzten mißhandelt werden, ob die unehelichen Kinder dunklen Geschäftemachern in die Hände fallen, ob die Menge des Volkes zugunsten einer korrupten Schmarroterfippe ausgebeutet wird, das und anderes beschwert ihr sittliches Empfinden im allgemeinen gar nicht.

Wenn aber irgendwo ein kleiner Dorfjunge mit den Dirnen zusammen gebadet hat, wenn im Fenster einer Kunsthandlung das Bild eines nackten Frauenleibes ausgestellt ist, wenn einer Brunnenfigur das Feigenblatt fehlt usw., dann lodert ihr Sittlichkeitsgefühl in grimmigen Flammen auf und sie ziehen aus mit Spiegeln und

Stangen, um den Dorfjungen oder den Kunsthändler oder den Bildhauer zu bestrafen.

Man kann die ganze biedere Gesellschaft in zwei große Gruppen einteilen, in solche, die aus Mexikalen, und in solche, die aus statlichen Motiven handelt. Beide sind auf diesem besonderen Gebiete eng miteinander verwandt und in hohem Grade solidarisch. Eine nähere Betrachtung wird zeigen, daß dem einen wie dem anderen die Sittlichkeit verflucht gleichgültig ist und daß ihr Geben, wie dumm es auch immer erscheinen mag, doch aus sehr schlawertwogenen Gründen der politischen Reaktion stammt.

Wenn man sie fragt, warum sie wohl an der Darstellung der nackten menschlichen Gestalt Anstoß nehmen, antworten sie selbstverständlich prompt: Aus Gründen der Sittlichkeit. Nun ist es freilich eine reichlich bittere Sache, daß die unbefangene Darstellung des nackten menschlichen Körpers, der wir die herrlichsten und reinsten Kunstwerke verdanken, an sich etwas Unsitliches sein sollte. Selbst aber wenn man die verrückte Hypothese einmal annehmen wollte, würden die „sittlichen Gründe“ der Sittlichkeitschnüffler doch eine sehr verdächtige Ware sein. Es ist bekannt, daß der Staat Pordelle zuläßt und die dort ansässigen Schönen regelmäßig auf ihren Gesundheitszustand untersucht, damit der brave Bürger und Untertan von ihrem „nacktem Gestalten“ keinen dauernden Schaden in sein friedliches Haus heimbringe. Auch haben wir nie gehört, daß diese anregenden Lokale, in denen der Kultus der nackten Gestalten zwar ohne Kunst, aber doch mit viel Behagen betrieben wird, in den Mexikalischen Ländern oder Gegenden am Widerstand des Mexus gescheitert wären. Sowohl der Staat wie der Mexus haben sich von jeher vortrefflich mit dem geschlechtlichen Instinkt abzufinden getraut, und es muß darum gestattt sein, die Sittlichkeitskrämpfe mit eisalter Stepsis zu betrachten, die durch eine nackte Brunnenfigur hervorgerufen werden können. — — —

Aber vielleicht schlussfolgern die Herren so: „Eine bestimmte Unsitlichkeit liegt leider in der menschlichen Natur begründet, aber die nackten Gestalten der Kunst müssen überall aus der Öffentlichkeit entfernt werden, weil sie zu neuer Unsitlichkeit anregen und also die vorhandene Unsitlichkeit vermehren würden.“ Es soll in aller Kürze gezeigt werden, daß diese Argumentation so grundfalsch ist, daß wir auch sie unmöglich für bare Münze nehmen können.

Es müßte zunächst stufig machen, daß gerade die Blätter, die notorisch von pilant-unsitlichen Geschäften leben, die menschliche Gestalt so gut wie niemals nackt darstellen. Kubens malt nackte Frauen und malt sie auch mitunter so, daß man ihm die Freude an ihrer robusten Kraft anmerkt. Er kann sie nackt malen, weil es ihm nicht darauf ankommt, der Beschauer zu hügeln. Wollte er das, müßte er zu Hüllen greifen, wie es die eben genannten unsittlichen Blätter tun.

Die Linien der nackten menschlichen Gestalt sind zwar unerblich ausdrucksreich, aber sie sind sozusagen offenerzig, und eben darum läßt sich durch sie so wenig Unsitliches sagen. Wer vermittle der nackten menschlichen Gestalt geschlechtliche Reize auslösen will, wird leicht plump, roh, gemein und wirkt abstoßend, wo er in seiner besonderen Art „anregend“ wirken wollte. Die nackte Gestalt zwingt zu offener Sprache. Es fehlt das, wovon die unsittlichen Blätter alle miteinander leben: die Andeutung, das Versiedte, das Halbunde, die Pilanterie. Die Ausdrucksmittel der nackten Gestalt — so reich und unendlich sie für den leuchtenden Künstler sind — verlassen den Dienst, wie ein offener freier Mensch sich am wenigsten zu unwürdigen Spekulationen gebrauchen läßt. Es kommt noch hinzu, daß die Behandlung der nackten menschlichen Gestalt Talent, sehr viel Talent erfordert, wenn etwas gesagt werden soll, wogegen es gar kein Talent erforderlich, eine Mobejournalpuppe in irgendeiner verführerischen Stellung auf der Chaiselongue zu zeigen.

Von noch größerer Wichtigkeit aber ist der Umstand, auf den wir jetzt zu sprechen kommen. Der nackte Körper sagt offen, was ist; er predigt, was in ihm wohnt, aber er entzündet nicht die erotische Phantasie. Verbergt nur einen Körperteil — und sofort ist die Phantasie in Bewegung, weil sie das Verborgene ergänzen muß. Um der Phantasie freien Spielraum zu schaffen, braucht man Hüllen. Zeigt ein paar heiße Augen, die im Ballsaal verstohlen aus einer Palmengruppe hervordringen, und ihr halt in erotischer Hinsicht mehr gezeigt, als der beste Künstler vermöchte, weil jede Phantasie hinter den Palmen die Reize erschafft, die sie braucht, um sich zu entzünden. Zeigt eine Dame, die ihr Kleid emporschürzt, und ihr habt alles gezeigt, weil ihr nur etwas zeigtet. Man sehe sich doch gefälligst einmal die „pilanten“ Blätter an und man wird finden, daß sie — leider! — die Aesthetik viel besser begriffen haben, als die Herren Sittlichkeitschnüffler. „Kleidet in der Poesie eine Schönheit vor den Augen der Leser an, so habt ihr sie gezeigt; dasselbe gilt noch mehr, wenn ihr sie entkleidet,“ sagt Jean Paul in seiner „Vorschule der Aesthetik“, und diesen Satz haben die unanständigen Blätter durchaus tapiert. Sie wissen, daß die nackte Gestalt für sie nichts ist und halten es darum ewig mit dem An- und Ausziehen. Angehts dieser schlichten Tatsache müssen uns die Sittlichkeitschnüffler schon gestatten, daß wir auch ihre Furcht vor Verführung durch die nackte menschliche Gestalt nicht als lautes Gold annehmen können.

Aber was treibt sie denn zu einer Hege, die so peinlich dumm

und barbarisch ist, daß sich ohne Grund jeder kein Mensch mit ihr abgibt?

Wir müssen uns hier an das Verhältnis erinnern, in dem sich ihr Staat wie ihre Kirche zu den geschlechtlichen Dingen befinden. Beide verkünden offiziell die Eihehe und die Keuschheit bis zur Eihehe, ohne doch die leiseste Möglichkeit zu haben, diese Forderung in der Welt der Wirklichkeit durchzuführen. Staat wie Kirche tolerieren die Bordelle wie überhaupt die irreguläre Erotik, weil sie unter der Wucht der wirtschaftlichen Tatsachen gar nicht anders können. Um so mehr aber sind sie bemüht, den Schein, die äußere Wohlstandigkeit, das Decorum zu wahren, sie überstülpen die Gräber, damit sie sich leidlich ausnehmen; sie wünschen an das Erotische nicht erinnert zu werden, weil sie ganz genau wissen, daß ihre ganze Auffassung dieser Frage im Sumpf der Heuchelei steckt.

Wenn sie also gegen nackte Brunnenfiguren usw. losziehen, fordern sie, was der feudale Staat und die Kirche immer fordern und immer fordern werden: sie fordern die Unterwerfung, die geistige Unterwerfung unter ihr ebenso schosles wie dreieiges System. Weil ihr Staat und ihre Kirche hoffnungslos in der Heuchelei feststehen, sollen alle Künstler in derselben Weise Heuchler sein. Wer es nicht tut, wer offen die Schönheit des nackten Menschenleibes proklamiert, ist zwar kein Rebell gegen die Sittlichkeit (ganz im Gegenteil), wohl aber ein Rebell gegen ihren Staat, gegen ihre Kirche, gegen ihr besetztes erotisches System. Aus diesem Grunde fließen ihre Tränen und aus dieser Ecke stammt ihre Entrüstung.

Die nackte menschliche Gestalt ist offenherzig, sie proklamiert das Recht der Natur. Nicht um einer angeblichen Unfittlichkeit willen, sondern um der Offenheit willen, die ihr System unter keinem Umständen verträgt, hassen und verfolgen sie die künstlerischen Darstellungen der nackten menschlichen Gestalt. Sie vertragen leicht ein verführerisches Bild der pikanten Presse, weil es nicht gegen ihr System geht, sondern vielmehr innerhalb ihres Systems schmunzelt; sie hassen aber den nackten Menschenleib, weil er so offen ist, wie die Natur selber.

Ihr System erfordert eine Moral mit doppeltem Boden; sie kennen die Unfittlichkeit nicht unter den Linden, wohl aber an allerhand verschwiegenen Orten, und weil dem so ist, wollen sie alle unter das Joch einer „Moral“ zwingen, die selbstverständlich in Wirklichkeit eine tiefe Unfittlichkeit ist. Nicht um der Sittlichkeit willen, wohl aber im Interesse ihres Systems padt sie ein gelinder Schauer, wenn irgendwo ein weißer Menschenleib in seiner reinen Schönheit aus dem Latenfenster leuchtet. Um ihres Systems, um ihrer reaktionären politischen Herrschaft willen, krächzen sie dann ihr altes finsternes Lied: „Unterwerft euch, unterwerft euch, unterwerft euch! Kreibt es nur, wie wir es tun, dann seid ihr zwar schäbig, aber dann nimmt unsere Herrschaft keinen Schaden.“

Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

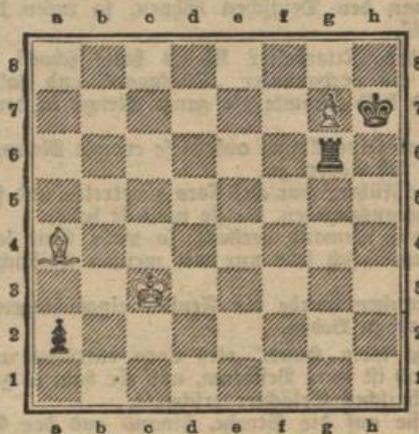
Literarisches.

Ein homerisches Epos vor Homer. Sir Arthur Evans, der berühmte Entdecker und Kenner der kretischen Kultur, hielt in der letzten Sitzung der englischen „Society of Hellenic Studies“ einen Vortrag über die Fortdauer minoisch-kretischer und mykenischer Elemente im hellenischen Leben. Daß die griechische Kultur nicht als ein sozusagen vom Himmel gefallenes Wunderkind anzusehen ist, sondern in der älteren einheimischen Kultur, also in den minoischen und mykenischen Elementen wurzelt: diese Anschauung darf heute als Gemeingut der Altertumswissenschaft bezeichnet werden. Ganz besonders interessant ist es nun aber, daß Evans auch den Homer und seine Dichtung in ein Verhältnis zu dieser vorhellenischen Kultur setzen zu dürfen glaubt, und zwar in ein Verhältnis eigener Art. Die homerischen Dichtungen gehören in eine Zeit, als das Eisen schon die Bronze auch zum Schneiden zu ersetzen begann. Wie kommt es nun, daß wir in den homerischen Dichtungen Spuren einer Bekanntschaft mit den Höfen und Palästen längst dahingegangener mykenischer Dynastien und mit den Meisterwerken der minoischen Kunst finden. Evans ist, wie der Kunstchronist zu entnehmen ist, der Ansicht, daß die Erklärung in den dem homerischen Zeitalter vorausgegangenen zweisprachigen Verhältnissen liegt. Die Traditionen eines früheren Epos, von dem in aionischen Malereien und Reliefs Illustrationen zu finden sind, sind, wenigstens zum Teil, in übersehener Form übernommen worden und zu Ehren und zum Ruhme der achäischen Rasse zurecht gemacht. Also, kann man sagen, ein homerisches Epos vor Homer! Die Persönlichkeit Homers aber ist, wenn man sein Werk von diesem Standpunkte aus betrachtet, nur noch höher einzuschätzen. Evans zeigte, daß gewisse Stellen und Vorgänge im homerischen Epos schon fünf Jahrhunderte vor Homer durch die minoischen Künstler illustriert worden sind, ja eine Art Vorwegnahme der Episode von der ein Schiff angreifenden Scylla ist schon im 16. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von minoischen Künstlern auf Kreta dargestellt worden. Dort, auf der Insel des Mino, hätte man also hiernach die, soweit bisher bekannt, älteste Wiege jener herrlichen Sagen und Gestalten zu suchen, die durch Homers Kunst nun seit Jahrtausenden die Menschheit entzünden.

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsgesellschaft u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
A. Seleznew.



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung. 1. g8d7! (1. Kb2? scheitert an 1. . . . a1d7! 2. Kxd7, Ta8) 1. . . . Txd7; 2. Le2f3, Kh6; 3. Kb2, Tg2; 4. Ka11 Weiß droht Le2-b3xa2. Demnach: 4. . . . Txd7 Matt.

Schachnachrichten. Das Bilnaer Meisterturnier (doppelt-rundig) zeichnet sich bis jetzt aus durch besondere Lebhaftigkeit der Partien, die jedoch an Korrektheit zu wünschen übrig lassen. Die vielen Remisen sind diesmal nicht eine Folge besonderer Vorsicht, sondern das Resultat äußerst scharfer Angriffe, die durch Gegenangriffe pariert werden. Wenn, wie vorausgesehen ist, dieses Regime fortauern sollte, so wird das betreffende Turnierbuch eine Sammlung der spannendsten Partien vorstellen, die je in einem Meisterturnier gespielt worden sind. Der Stand der Teilnehmer nach der 7. Runde war: Bernstein 4½, Niemzowitsch 3½ (1), Alechin und Lewiski je 3½, v. Freimann 3 (2), Alapin und Flanberg je 3 (1), Rubinstein 2 (3), Löwenfisch 2½, Rabinowitsch 1 (2), Salwe 1 (1).

Sizilianisch.

S. Alapin. A. Rubinstein.

1. e2-e4 c7-c5

2. Sg1-f3 Sg8-f6

Eine von Niemzowitsch (gegen Spielmann mit Erfolg) herrührende Fortsetzung ungesunder Natur. (Besser und üblicher Se8 oder e7-e6).

3. e4-e5

Spielmann zog hier (San Sebastian) 3. Se3, worauf Schwarz mit 3. . . . d5 gutes Spiel erlangte.

3. . . . d5 g5 Sf6-d5

4. Sb1-c3 Sd5xc3

5. d2xc3 Sb8-c6

6. Lf1-c4 d7-d6

7. Le1-f4 d6xe5

8. Sf3xe5 Dd8xd1†

9. Ta1xd1 Sc6xe5

10. Lf4xe5 a7-a6

Auf 10. . . . Ld7! folgt 11. Ld5. (Richt 11. Lxg7? KxL; 12. Txl, Kc6) 11. . . . Le6; 12. LxL, bxc6; 13. e4 mit besserer Bauernstellung.

11. Le5-c7 Le8-g4

12. f2-f3 Ta8-c8

13. Le7-b6 Lg4-f5

14. Le4-b3

Am einfachsten und am besten: 14. Ld5, f6; 15. Lxb7, Tb8; 16. Lc6†, Kf7; 17. Lxc5, Txb2 zc.

14. . . . e7-e5

15. Lb3-a4†

15. Td5, f6; 16. Lh4†, Kf7;

17. Ld7, LxL; 18. Txl†, Le7;

19. Txb7?, Tb8 zc. In Betracht kam auch 15. g4, Le6; 16. LxL zc.

15. Ke8-e7

16. c3-c4 f7-f6

17. Ke1-f2 Ke7-f7

Besser war 17. . . . Le6; 18. The1, g6 zc.

18. La4-d7 Lf5-d7

19. Td1xd7† Lf8-e7

20. Th1-d1

20. Txb7? wäre wegen 20. . . . Tb8 fehlerhaft.

20. Kf7-e6

21. Td7xb7 Le7-d6

22. Lb6-a7

Droht Tb6. Auf 22. Txc7 folgt 22. . . . Le7. (Richt 22. . . . Tb8 wegen 23. Txl†, KxT; 24. Le7† zc.)

22. Te8-e6

23. Tb7xc7 a6-a5

Etwas besser war 23. . . . Le7; 24. Td5, Ta8; 25. Txl†, KxT; 26. Lxc5† zc.

24. Tg7-b7 Th8-a8

25. Td1-d5

25. Txc7?, Ta6 zc. 25. h7-h5

26. a2-a4 h5-h4

27. b2-b3 Ta8-c8

28. Tb7-b5 Aufgegeben.

La7-b6xa5 ist nicht zu parieren.

Nachstehend noch eine Partie aus dem Bilnaer internationalen Hauptturnier. Bromadla-Bajt: 1. e2-e4, e7-e6; 2. Dd1-e2 (von Tschigorin), 2. c7-c6; 3. g2-g3, Sb8-c6; 4. Lf1-g2, d7-d6; 5. d2-d3, Sg8-f6; 6. Sb1-c3, Lf8-e7; 7. Sg1-h3, 0-0; 8. f2-f4, Le8-d7; 9. 0-0, Sf6-e8; 10. Kg1-h1, f7-f5; (besser Tb8), 11. e4xf5, e6xf5; 12. Sc3-d5, Le7-f6; 13. Sh3-g5, Sc6-d4; 14. De2-h5, h7-h6; 15. Dh5-g6, L6xg6; 16. f4xg5, Lf6-e5; 17. Dg6-h5, g7-g6 (in Betracht kam Le6); 18. Dh5xg6†, Se8-g7; 19. Dg6-h6, Kg8-f7 (gegen die Drohung g5-g6 gibt es keine bessere Parade); 20. g5-g6†, Kf7-e6; 21. Le1-g5, Tf8-h8; 22. Lg5xd8, Ta8xd8 (22. Txd7, 23. Sc7†); 23. Dh6-g5. Aufgegeben. (Sc7† oder De7†)